

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 10

17. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Mai 1953

INHALT: Ueber den Pessimismus: 1. Die Analysen Marcuses — Drei unwirksame «Zauberstäbe» — Ein Ausblick ohne Aussicht; 2. Die christliche Antwort: Vertiefung des Pessimismus Marcuses als Vorbedingung einer echten Lösung — Die christliche Erlösung.

Zur Toleranz: Der zweifache Standpunkt der Theologen — Die Tagung von La Sarthe: Versuche zur Lösung — Zur Bedeutung von «Mirari Vos» und Syllabus — Zur Freiheit des Glaubensaktes — Um den Gottesdienst des Staates — Ueber die «Rechte» des irrenden Gewissens.

Christliche Ehegruppen — Eine moderne Form des Apostolats: Entstehung und Verbreitung — Französische Formen von Ehegruppen — Erwartungen und Gefahren für die Ehegruppen.

Katholische Erwägungen zur Krönung in England: Ein katholischer Ritus im nichtkatholischen Land — Anglikanische Neuerungen — Bezeichnende Modernisierungen — Eine Fassung ohne Juwel? — Katholische Abendmessen am Vortag der Krönung — Ein Symbol für die Wichtigkeit der Religion.

25 Jahre internationale Vereinigung für Rundfunk und Fernsehen: Leitworte des päpstlichen Delegierten der Unda, Bischof Charrière's — Aktivierung der Rundfunkarbeit in Süd- und Mittelamerika — Die Fernseharbeit in Paris — Kardinal Frings über den Rundfunk.

Bücher: BIBLICA.

Über den Pessimismus

I.

Ludwig Marcuse¹ hat in der Mai-Nummer des «Monat», einer von den Amerikanern in Deutschland herausgegebenen Zeitschrift, einen Artikel veröffentlicht, der im wesentlichen die Ideen enthält, die der Verfasser im vergangenen Herbst bei einer Vortragsreise durch Deutschland entwickelt hat. Die grosse Streuung dieser Gedanken und die Wichtigkeit des Themas rechtfertigen eine Auseinandersetzung.

Zuerst seien die Gedanken Marcuses skizziert.

Der Pessimismus reicht von den scheinbar so heiteren Griechen durch alle Jahrhunderte bis in die Gegenwart, ist aber heute in der Form der Angst und des Nihilismus besonders stark geworden. Es sind vor allem fünf Ursachen, die ihn begründen:

1. Der Leib als Gefängnis des Geistes und als Kette, die der Mensch als entwürdigend empfindet, und von der er frei werden möchte.

2. Das Bewusstsein der Unterlegenheit. Diese ist zum Teil körperlich bedingt, vom schielenden lahmen Thersites Homers bis zum Buckel Kierkegaards. Das geistige oder auch politische Unterlegenheitsgefühl wird sichtbar nach dem ersten verlorenen Weltkrieg durch das Buch Spenglers, «Vom Untergang des Abendlandes», und nach dem zweiten Weltkrieg durch die Breitenwirkung des Existentialismus.

3. Der Mensch wird mit dem Rätsel Welt nicht fertig. Er hat den Willen zur absoluten Wahrheit, aber nicht die Kraft, sie zu finden.

4. Die Unerreichbarkeit des Vor-Bildes, also die Distanz zwischen Ideal und Wirklichkeit drückt ihn nieder. Er nimmt das Ideal als Masstab. Die so gemessene Wirklichkeit muss ihn traurig stimmen.

5. Tod und Vergänglichkeit üben ihre Wirkungen nicht erst am Ende aus, sondern in jeder Sekunde.

So ist der Pessimismus begreiflich.

Wohl hat man immer wieder versucht, die Übel aus der Welt zu schaffen, also beispielsweise die wilden Tiere auszurotten, die Mikroben unschädlich zu machen. Aber da dies nicht gelingt, hat man drei Zauberstäbe gegen den Pessimismus gefunden. Einmal die Formel «Noch nicht». Gebt der Wissenschaft noch 3 Milliarden Jahre, dann wird sie es schaffen. Die Hoffnung auf die Zukunft tröstet die Menschen. Ein zweiter Zauberstab ist die Unterscheidung zwischen scheinbarer und wirklicher Existenz. Die Christian Science betrachtet ganz einfach die Krankheit als nicht existierend. Freud behandelt die Religion als eine Illusion usw. Und schliesslich findet man einen dritten Zauberstab in der Umwertung. Man lobt die Krankheit wegen der Vorteile, die sie dem Menschen als Reifungsprozess verschafft, lobt den Tod als Eingang zum eigentlichen Leben, lobt die Demut, um die Unterlegenheit zu überwinden.

Warum ist der Pessimismus gerade heute so stark? Marcuse findet die Antwort in der Tatsache, dass die geistige Sicherheit zersetzt ist, also etwa die Autorität der Kirche und der Bibel, und seit Kant auch die Autorität der Vernunft. Die Hilfskonstruktionen, die den Menschen bisher geschützt haben, nämlich Mythologie, Theologie und Metaphysik, sind gefallen. Und so ist der Mensch heute zum ersten Mal ungeschützt und ungedeckt den zerstörenden Mächten ausgeliefert. Zwar glauben die beiden Weltmächte USA und Russland noch immer an die Vernunft, aber aufs Ganze gesehen ist es ein verlorenes Rückzugsgefecht.

So stellt sich die Frage einer Überwindung des Pessimismus erst recht. Der Mensch steht vor dem Dilemma, entweder die Wahrheit festzuhalten, aber auf Kosten des Lebens, oder das Leben zu betonen, aber auf Kosten der Wahrheit. Diesem Dilemma weicht er auf verschiedene Arten aus. Einmal durch die Lebenslüge. Er lebt gerne in einer Illusion, in künstlerischem Schein. «Wie Richard Wagner und Nietzsche ihn in Bayreuth über die Realität zu stützen suchten.» Oder aber er flieht in die Phantasie, in den Romantiker-Katholizismus, in den Aberglauben, in die Vergangenheit.

¹ Ludwig Marcuse ist z. Zt. Professor der Philosophie an der University of Southern California in Los Angeles. Seine Vorträge in Deutschland haben nur «gelegentlich» Widerspruch hervorgerufen.

Man will also gewissermassen eine antipessimistische Wahrheit erzwingen und kann sie doch nicht erzwingen, weil der Pessimismus eben Wahrheit ist.

Andere erkennen zwar diese Wahrheit, retten sich aber durch Inkonsequenz. Denn an sich wäre doch der Freitod, also der Selbstmord, die konsequente Lösung. Aber man glaubt eben doch nicht ganz an die Lehren und nimmt sie nicht ganz ernst. Alle diese Versuche zur Überwindung können nicht genügen.

Marcuse gibt zum Ende zwar kein Rezept, wie er ausdrücklich betont, aber doch einen Hinweis auf eine Lösung. Eine solche liegt in einer doppelten Erkenntnis.

1. Man muss sich bewusst sein, dass der Pessimismus das Leben falsch zeichnet. Er sieht nur eine Seite, trifft nur eine Auswahl. Er ist Teilwahrheit, welche die Grenzen nicht erkennt und so zur Unwahrheit wird. Die Wunde am Körper ist nicht der Körper. Es gibt neben dem Leid auch das Glück. Diese beiden Mächte, das Gute und das Übel, sind Götter, die unverbunden nebeneinander stehen. Sie lassen sich nicht vereinbaren, weder in einer Theodizee noch in einer Deifikation Satans.

2. Man muss dem Leben anhängen. Die schlimmen Wahrheiten, die zwar nüchtern zu erkennen sind, sollen diese Anhänglichkeit ans Leben nicht bedrohen, sondern steigern. Dieses neue Bewusstsein, wie sehr wir dem Leben anhängen, ist das eigentlich Positive, das helfen muss, das Negative zu überwinden.

Soweit Marcuse.

2.

Wenn wir nun vom christlichen Standort her an die Frage herangehen, so ist zuerst der Pessimismus, wie ihn Marcuse zeichnet, nicht etwa zu bagatellisieren oder zu verkleinern, sondern er wird vom Christentum her erst recht bestätigt und noch wesentlich vertieft.

Einmal lassen sich die fünf Gründe, die Marcuse als Ursache für den Pessimismus aufzählt, auf eine einzige Ursache zurückführen, die nun freilich zum eigentlichen innersten Wesen des Menschen gehört: nämlich seine Endlichkeit und seinshafte Begrenztheit. Der Leib begrenzt den Geist. Die Unterlegenheit, sei sie körperlich oder geistig, sozial oder politisch, hat letztlich auch in der seinshafte Begrenztheit ihre Ursache. Die Unfähigkeit zur völligen Wahrheitserkenntnis, dieses «ich weiss, dass wir nichts wissen können», geht auf die gleiche Wurzel zurück. Die Unfähigkeit, ein Ideal zu verwirklichen, ist moralische Begrenztheit. Und der Tod ist die Endlichkeit im zeitlichen Bezirk. Dass der Mensch aber ein endliches Wesen ist, also seinshafte begrenzt, ist für ihn etwas schlechterdings nicht zu Änderndes, Unüberwindliches. Der Pessimismus ergibt sich somit aus dem eigentlichen wesenhaften Sein des Menschen. Damit fallen alle Illusionen, die Situation wesentlich zu ändern. Dazu kommt nun aber ein weiteres, nämlich die Schuld und die Sünde. Es ist erstaunlich, dass Marcuse nichts davon sagt. Und doch ist durch die ganze Geschichte und Literatur der Menschheit dieses Schuldbewusstsein das eigentlich Bedrückende und somit ein ganz wesentlicher Faktor des Pessimismus. Schuld besagt nicht ein Nicht-Können, also ein Zurückbleiben hinter dem Ideal, ein Nichtrealisieren der Pläne, sondern Schuld besagt im Gegenteil: Können, aber nicht tun. Und zwar ein Nichttun für das der Mensch gerade wegen seines Könnens verantwortlich ist. Und das ist es, was ihn bedrückt. Er weiss, dass er anders gekonnt hätte, könnte und müsste, als er in Wirklichkeit handelt. Sein Tun entspricht weder dem Sollen noch dem Wollen. Er ist eben ein brüchiges Wesen. Das moralisch Böse belastet ihn schwerer als das physische Übel körperlichen Leidens, sozialer Bedrängnis, politischer Unterdrückung. Und die Schuld ist das Ergebnis von Sünde. Sünde besagt aber Verantwortung, die der Mensch nicht sich oder andern Menschen gegenüber

hat, sondern Verantwortung vor Gott. Die Ich-Du-Beziehung des Stehens vor dem lebendigen Gott ist beim Menschen ein Stehen unter dem Gericht, ist die Haltung des sündigen Menschen vor dem heiligen Gott. Daher das bedrückende und belastende Sünderbewusstsein. Es zeigt sich von den griechischen Tragödien über Shakéspare bis zu Claudel, nicht zu reden von den grossen religiösen Menschen wie Paulus, Augustinus, Ignatius, Pascal, Newman. Es ist das Thema des Buches Hiob, klingt durch die Psalmen, füllt den Römerbrief und bildet den dunklen Hintergrund der Evangelien. Auch hier ist hinzuzufügen, dass die Sünde als Erbschuld geradezu der Natur des Menschen anhaftet, dass der Mensch also aus Eigenem völlig unfähig ist, damit fertig zu werden.

So wird der Pessimismus durch das Christentum insofern vertieft, als seine Wurzel blossgelegt, seine Fundamente aufgezeigt werden. Das Böse hat den Quellgrund menschlichen Seins verdorben.

Erst jetzt ist aber auch die Antwort des Christentums sichtbar. Denn Christus, und nur er, überwindet den Pessimismus.

Das ist einmal bei Christus selbst, aus seinem Menschenleben, Urteilen und Handeln sichtbar. Er kennt das Übel wie kein anderer. Immer wieder begegnen ihm körperlich und seelisch Kranke. Er sieht die soziale Not der Sklaverei, die politische Bedrängnis eines durch fremde Truppen vergewaltigten Volkes. Er hat selbst körperlich und seelisch Schwerstes gelitten. Und er kennt vor allem das moralische Übel des Bösen, von der menschlichen Sünde in all ihren Formen bis zur Abgründigkeit des Dämonischen. Und dennoch ist er kein Pessimist, sondern Verkünder der Frohbotschaft, kein Menschenverächter, sondern der Gesetzgeber menschlicher Liebe. Kein Weltflüchtiger, sondern einer, der die Seinen zu allen Völkern in die ganze Welt schickt, um ihnen die beglückende Nachricht vom Kommen des Reiches Gottes zu bringen.

Er ist weiterhin derjenige, der nicht nur in sich, sondern für alle, die ihn aufnehmen, den Pessimismus überwindet. Denn er sprengt die Endlichkeit. Der Grieche ist bedrückt durch den Kreislauf der Zeit mit ihrer ewigen Wiederkehr und durch das Eingeschlossenensein in die Kugel der Endlichkeit. Prometheus, der dieses Gehäuse sprengen will, wird erst recht an die Erde geschmiedet, und Sisyphus muss die Sinnlosigkeit der ständigen Wiederkehr des Gleichen schmerzlich erfahren. Von innen her lassen sich Kreislauf und Kugel nicht durchstossen. Aber Christus kommt von aussen, aus der Unendlichkeit Gottes, durchstösst von aussen her die Geschlossenheit des Endlichen und bringt dem Menschen durch die Gnade das Teilhaben an Gott selbst. Die Zeit wird durchbrochen, die Grenzen der Endlichkeit werden gesprengt. Der Übermenschliche wird gnadenhaft realisiert und eine überzeitliche Existenz wird für den gläubigen Menschen in Christus möglich.

Dazu kommt das Zweite. Christus löst den drückenden Bann von Schuld und Sünde. Und er bringt diese Entlastung und Er-Lösung dadurch, dass er aus Bösem Gutes macht und somit dem Übel einen Sinn gibt, den es aus sich nicht haben kann. Die Kreuzigung Christi besagt Aufgipfelung nicht nur des körperlichen und seelischen Schmerzes, sondern der menschlichen Bosheit bis zum Hass der Verwerfung und des Mordes des menschengewordenen Gottes. Aber gerade diese letzte Aufgipfelung des Bösen wird durch die umgestaltende Kraft der Liebe, also durch den amor transformans zum Anfang des Heiles und zum Werk der Erlösung. Aus dem durchbohrten Herzen des toten Christus wird die Kirche und damit die neue Menschheit geboren. Und so entsteht aus Bösem Gutes. Kreuz ist Blosslegen der Dinge, die den schwärzesten Pessimismus als berechtigt zeigen, und zugleich Sichtbarwerden der Gnade und Liebe Gottes, die das Böse überwindet und zum Guten macht und somit den Optimismus des Glaubens als des Jasagens zum Tun Gottes in nicht mehr zu verdunkelnder Helligkeit aufstrahlen lässt.

Weil Marcuse die Linie nicht auszieht bis zum Letzten, nämlich zu Gott, gelingt es ihm nicht, den Pessimismus in seiner letzten Abgründigkeit zu zeigen und gelingt es ihm erst recht nicht, den Pessimismus zu überwinden. Denn sein Hinweis, also sein Wegweiser zum Optimismus, versagt. Es geht nicht an, Gutes und Böses einfach nebeneinander stehen zu lassen und grundsätzlich auf eine Auseinandersetzung und Lösung zu verzichten. Das geht intellektuell nicht, denn der Mensch fragt mit Recht nach letzten Lösungen. Er darf sich nicht damit begnügen, Tatsachen zu registrieren, sondern er muss ihre Begründung, ihren gegenseitigen Zusammenhang aufzeigen. Und es geht moralisch nicht, denn die blosser Anhänglichkeit ans Leben ist dann keine Lösung, wenn die-

ses Leben von der Vergänglichkeit gezeichnet und ein Sein zum Tode ist. Der Christ weiss, dass durch Christus Gott in die Welt, in das Leben des Menschen und in den Ablauf der Geschichte eingreift, so dass durch seine freie Gnade und Liebe das Gute stärker ist als das Böse. Und zwar in der Welt, die einmal als neuer Himmel und neue Erde ohne das Böse sein wird, im gläubigen Menschen, der durch die Gnade an der Herrlichkeit des Himmels teilhaben wird und in der Menschheit durch das Reich Gottes, dessen Kommen die Geschichte zur Heilsgeschichte macht.

Wir sehen also den Pessimismus grösser und tiefer, kennen aber auch durch den Glauben die Frohbotschaft seiner Überwindung.

R. G.

Zur Toleranz

Die Fragestellung

Die sogenannte bürgerliche Toleranz war in der letzten Zeit Gegenstand einer scharfen Diskussion in der breitesten Öffentlichkeit. Ausgelöst wurde dieser Streit durch die religiösen Verhältnisse in Spanien. Dass dieses Problem in der Presse nicht mit der notwendigen Sachkenntnis und Sachlichkeit behandelt wurde, ist nicht weiter verwunderlich. Dass Andersgläubige der Kirche Intoleranz vorwerfen, sind wir gewohnt. Dass Katholiken nicht einig sind in der Beurteilung der konkreten Sachlage in Spanien, ist, weil die Informationen lückenhaft und widersprechend sind, auch verständlich. Aber auch die Theologen sind in der prinzipiellen Stellungnahme verschiedener Auffassung und, was bedauerlicher ist, der Gedankenstreit wurde von ihnen z. T. mit einer ungewohnten Schärfe geführt (vgl. «Orbis catholicus», 5 (1952), S. 495 ff.). Beide Lager berufen sich auf dieselben abstrakten Prinzipien, beide führen oft dieselben Kundgebungen des kirchlichen Lehramtes an und kommen doch zu widersprechenden konkreten Folgerungen. Die Toleranzfrage ist nur ein Teilausschnitt eines grösseren Fragenkomplexes: der Beziehungen zwischen Kirche und Staat. Für die eine Partei sind die Grundsätze, die diese Beziehungen klar und definitiv regeln, in den kirchlichen Dokumenten wie «Mirari Vos» oder im Syllabus niedergelegt: Die allein gültige These ist der katholische Staat mit der katholischen Kirche als Staatsreligion; hier ist kein Platz für Andersgläubige im öffentlichen Leben. Zu einer anderen Auffassung kommt die andere Partei auf Grund folgender Erwägungen: Wie Christus, ist auch die Kirche göttlich und menschlich zugleich. Als Mensch war Christus den Gesetzen der Entwicklung unterworfen (Lukas 2, 52); so muss sich auch die Kirche in der geschichtlich veränderlichen Welt inkarnieren, d. h. ihre unveränderliche göttliche Aufgabe dem Wechsel der Verhältnisse anpassen. Dem Staat ist sein Zweck von der Natur gesetzt; aber die konkrete Verwirklichung bietet Raum für viele Möglichkeiten. Bei jeder Änderung der Verhältnisse müssen wir von neuem die Frage nach den heutigen konkreten Beziehungen zwischen Kirche und Staat stellen, und es wäre verfehlt, eine zeitgeschichtlich bedingte Form als die allgemein gültige These aufzustellen. Eine neue Welt bricht an mit der Forderung, zu überprüfen, was an den früheren Auffassungen unveränderliche Wahrheit und was historisch bedingte Ausdrucksform ist.

Die Tagung von La Sarthe

Dieses schwierige Problem zu untersuchen, haben sich Theologen in La Sarthe getroffen und das Ergebnis in einem Buch¹ veröffentlicht, dessen Hauptgedanken wir hier wieder-

¹ Tolérance et Communauté humaine. Chrétiens dans un monde divisé. Casterman, Tournai-Paris, 1952.

geben wollen. Die Verfasser glauben nicht, die endgültige Lösung gefunden zu haben; es ist ein ehrlicher Versuch, ein altes Problem neu zu überdenken.

Im Neuen Testament stellt Prof. Cerfaux von Löwen zwei scheinbar entgegengesetzte Grundhaltungen fest: Der Befehl Christi an die Kirche, der Welt die Frohbotschaft zu verkünden, das Licht leuchten zu lassen, Sauerteig zu sein; und der Auszug aus der Welt, wie in 2. Kor. 6, 14: Welche Gemeinschaft hat der Gläubige mit den Ungläubigen! Zwei Tonarten, die zu einer christlichen Melodie zu verbinden sind.

Nach P. Bouyer war der patristischen Zeit unsere Problemstellung unbekannt. Sie hat nur den Verfolgerstaat oder den christlichen Schutzstaat erfahren. Vor dem 4. Jahrhundert hat man die Gefahren dieser innigen Verbindung nicht erkannt. Unsere heutige selbstverständliche Haltung, beim akatholischen Gesprächspartner den guten Glauben vorauszusetzen, ist damals selten. Einige, wie Justinus, ziehen der Polemik eine positivere Methode vor, aber die prinzipielle Auffassung ist immer, dass es eine neutrale Welt nicht gibt. In einigen Apologien, die an die heidnischen Kaiser gerichtet sind, finden wir ein Lob der Toleranz des römischen Staates gegenüber den Religionen, doch handelt es sich nur um eine Beweisführung ad hominem zugunsten des Christentums, ohne eine prinzipielle Bejahung der Toleranz.

«Mirari Vos»

Die bürgerliche Toleranz im heutigen Sinn wird zum erstenmal aktuell im 19. Jahrhundert. Welches war die Stellungnahme des kirchlichen Lehramtes? In seinem Rundschreiben «Mirari Vos» von 1832 spricht sich Gregor XVI. eindeutig gegen die sogenannten modernen Freiheiten aus, wie Gewissensfreiheit, Kultusfreiheit, Pressefreiheit. Um dies richtig zu verstehen, muss man es in die historischen Zeitumstände hineinstellen. In «Mirari Vos» wollte der Papst vor allem den naturalistischen Liberalismus treffen, der jede Bindung an das göttliche Gesetz leugnet. Für die römische Kurie blieb der katholische Staat im Sinne des ancien régime das Prinzip; sie betrachtete die staatliche Glaubensfreiheit wie in Belgien als eine Ausnahme, eine Notlösung in der Praxis, die sobald als möglich zu verschwinden habe. Man muss zugeben, dass Gregor XVI. wie sein Staatssekretär nicht genügend unterschieden zwischen den vernünftigen Forderungen der emporstrebenden demokratischen Bewegung und den falschen philosophischen Grundlagen.

Der Syllabus

Auch für «Quanta cura» und den Syllabus von Pius IX. gilt dasselbe. Die Verurteilung gilt dem religiösen Indifferentismus. Aber unter dem Eindruck der revolutionären Unruhen im Kirchenstaat, der kirchenfeindlichen Haltung der liberalen

Kreise, welche die Träger der Volksbewegungen waren, fehlte dem Papst die notwendige Unvoreingenommenheit, um zu einem objektiven Urteil zu kommen, was an den modernen Freiheiten berechtigt und was falsch war. Er reagierte mit einer Globalverurteilung, sagt Prof. Aubert von Löwen. Durch ihre Kürze wirken manche Sätze des Syllabus auf den ersten Blick befremdend. Zu ihrer richtigen Auslegung muss man sie in den Zusammenhang der ursprünglichen Dokumente stellen, zusammen mit den mündlichen Erklärungen von autoritativen Stellen der Kurie. Die Haltung von Leo XIII. ist keine entscheidende Absage an die bisherige Auffassung, wie manche glauben. Er vertritt dieselben Prinzipien, aber, und das ist das Neue, seine Rundschreiben haben einen anderen Ton. Er schleudert nicht nur Anathemata, sondern gibt eine positive Darlegung der christlichen Gesellschaftslehre und der christlichen Auffassung der Freiheit mit vielen Nuancen und Unterscheidungen. Auch er unterscheidet zwischen These und Hypothese, zwischen Theorie und Praxis, gibt aber zu, dass die Verwirklichung der These heute schwer möglich ist. Er verurteilt im Gegensatz zu seinem Vorgänger unfruchtbare Diskussionen zwischen Integralisten und liberalen Katholiken und fordert die Gläubigen auf, im öffentlichen Leben mitzuwirken, auch wenn die staatlichen Einrichtungen nicht dem Ideal entsprechen. Die Toleranz ist nicht nur ein Übel, sondern auch ein Gut, weil sie die innerstaatlichen Zwistigkeiten verhindert, die Freiheit des Glaubens garantiert und dem Gewissen erlaubt, nach dem Willen Gottes zu leben, wenn sie echt ist. Durch die klare Scheidung zwischen dem Eigenbereich der Kirche und des Staates kann der Papst die Absolutheit des Glaubens betonen, ohne den Staat in religiöse Kämpfe hineinzuziehen. These und Hypothese, bemerkt der Verfasser, sind keine befriedigende Lösung des Problems. Sie sind nur die historisch bedingte Auffassung einer gegebenen Situation. Sie sind, wie Dumortier an Kardinal Antonelli schrieb, eine Haltung, die uns die Kirchenfeinde aufzwingen wollen, um uns Doppelzüngigkeit vorzuwerfen. Daher die Notwendigkeit, eine allgemein gültige Theologie der Toleranz auszuarbeiten.

Freiheit des Glaubensaktes

In der Freiheit des Glaubensaktes findet P. Léonard OP die Toleranz begründet. Der Glaube ist ein Geschenk Gottes. Im Glauben geschieht die Begegnung des Menschen mit dem sich frei offenbarenden Gott unter der Wirkung seiner Gnade. Die Initiative kommt immer von Gott, und Er allein bestimmt den Zeitpunkt. Menschliche Initiative darf nie die göttliche verdrängen, erst recht nicht äusserer Druck oder Zwang. Der Glaubensakt ist kein Einsehen einer wissenschaftlichen Beweisführung; die motive *credibilitatis* rechtfertigen den Glauben, erzeugen ihn aber nicht. Der Glaubensakt ist die totale Hingabe der eigenen Persönlichkeit an die geliebte Person Gottes, setzt also eine freie Entscheidung voraus. Hier liegt der Widerspruch des kommunistischen Glaubens, dass er reine Wissenschaft sein will und trotzdem eine Hingabe verlangt, die über die wissenschaftliche Einsicht hinausgeht. Der äussere Zwang zerstört die Natur des Glaubensaktes, und deshalb hat die Kirche immer, bis in die neueste Zeit², die Freiheit verkündet und verteidigt. Der Glaube ist aber auch ein Fürwahrhalten der von Gott geoffenbarten Wahrheiten. Die Verkündigung dieser Wahrheiten ist die Aufgabe der Kirche mit den ihr eigenen Mitteln. Die Theologie der religiösen Freiheit wurde in einer Zeit ausgearbeitet, in der die straff hierarchisch gegliederte Gesellschaftsform selbstverständlich, in der die Mehrheit der Menschen unmündig war, die *simplices*. Der durch die Gesellschaft wohlbehütete Glaube entspricht einem Kindheitsstadium. Heute wendet sich die

Kirche an mündige, kritisch denkende Menschen³, und ihre Verkündigung kann nicht mehr im Gewand einer religiös-soziologischen Tradition geschehen, sondern muss, von jedem menschlichen Beiwerk gereinigt, als Gottes Wort nahe gebracht werden. Allerdings darf wieder nicht übersehen werden, dass die religiöse Erziehung, wie jede andere, ohne einen gewissen Zwang nicht möglich ist; auch das soziale Milieu übt einen grossen Einfluss auf die Ausbreitung des Glaubens aus. Daher das Problem: Muss und kann sich die Kirche in der Ausübung ihrer Mission auf den Staat stützen; oder von der anderen Seite gesehen: Hat der Staat die Pflicht, in seinem Bereich der Kirche eine materiell privilegierte Stellung einzuräumen, oder kann er das Prinzip der Glaubensfreiheit aufstellen für seine Sphäre? Die staatliche Glaubensfreiheit ist die richtige Antwort, weil sie am besten der Freiheit des Glaubensaktes entspricht, nicht als Anpassung an eine gegebene Situation, sondern als Folgerung aus der Natur des Glaubensaktes und seiner Verwurzelung in der freien Persönlichkeit des Menschen, wie seiner übernatürlichen Transzendenz. Diese Toleranz bedeutet nicht die Leugnung der Rechte Gottes oder der allgemeinen Verpflichtung des wahren Glaubens, sie ist auch nicht notwendigerweise Ausdruck der religiösen Indifferenz, sie stellt nur die Unzuständigkeit des Staates in religiösen Belangen fest. In seinem Rundschreiben «Non abbiamo bisogno» erklärt Pius XI.⁴: «Wir sind glücklich und stolz, den guten Kampf zu kämpfen für die Freiheit der Gewissen, nicht, wie man uns aus Unachtsamkeit sagen liess, für die Freiheit des Gewissens, eine Redeweise, die missverständlich ist und nur zu oft missbraucht wird, um die völlige Unabhängigkeit des Gewissens zu bezeichnen, ein Unding in einer von Gott geschaffenen und erlösten Seele.» In seiner Weihnachtsansprache von 1942, die an alle Menschen gerichtet war, stellt Pius XII. folgende Grundforderungen auf: «Die Förderung (mit allen erlaubten Mitteln) solcher Gemeinschaftsformen, in denen die allseitige Eigenverantwortung der Persönlichkeit in ihren Diesseits- wie Jenseitsaufgaben ermöglicht und gewährleistet ist; das Eintreten für folgende grundlegende Persönlichkeitsrechte: das Recht auf Erhaltung und Entwicklung des körperlichen, geistigen, sittlichen Lebens; ganz besonders auf religiöse Erziehung und Bildung, das Recht auf private und öffentliche Gottesverehrung, einschliesslich der religiösen Liebestätigkeit.»⁶

Um den Gottesdienst des Staates

Gegen die staatliche Glaubensfreiheit und Gleichheit der Kulte weisen die Verfechter des konfessionellen Staates darauf hin, dass auch der Staat ein Geschöpf ist, und wie der Einzelmensch Gottes Oberhoheit anerkennen und ihm dienen muss. Der einzig rechtmässige Ausdruck dieser Tatsache findet sich in der katholischen Kirche und daher ihre berechnete Forderung, Staatsreligion zu sein in einem Staat mit getaufter Bevölkerung. Darauf ist zu antworten: Die Originalität des Christentums besteht darin, klar unterschieden zu haben zwischen dem, was Gottes, und dem, was des Kaisers ist, was vorher nicht der Fall war. Die Kirche ist universal, übernational, überstaatlich und kann sich nie mit einem Volk oder Staat identifizieren. Der religiöse Ausdruck der Anerkennung der Oberhoheit Gottes und seines Dienstes von seiten eines katholischen Volkes besteht im Kultus der universalen Kirche und nicht in einem staatlichen Gottesdienst, unabhängig vom Prozentsatz der Katholiken. Gewiss, Gott ist der Schöpfer und Quellgrund des Staates, wie Pius XII. in «Con sempre» aus-

³ Vgl. Fastenhirtenbrief 1953 des Bischofs von Limburg in «Orbis Catholicus», 6 (1953), S. 242.

⁴ Marmy, Mensch und Gemeinschaft in christlicher Schau, Dokumente. Freiburg (Schweiz) 1945, S. 196.

⁶ Marmy, S. 673.

² C.I.C. can 1351; *Mystici Corporis Christi* A.A. S. 35 (1943), S. 243.

führt.⁶ Über dem Staat existieren sittliche und religiöse Wahrheiten und Werte, die er anerkennen muss. Eine Gemeinschaft, die diese innere, wesenhafte Verankerung alles Menschlichen in Gott verneint, hat nicht die notwendige Ehrfurcht vor der menschlichen Persönlichkeit. Aber der Dienst Gottes von seiten des Staates besteht nicht im Gottesdienst, sondern in der treuen Erfüllung seiner Mission mit den ihm eigenen Mitteln, die nicht religiöse, sondern profane Akte sind. Was die katholische Lehre verlangt, ist nicht ein christlicher Fassadenstaat, sondern ein Staat, der in christlichem Geist seine ihm von Gott zugewiesene Aufgabe erfüllt, ohne Kirche werden zu wollen. Dem Staat diesen christlichen Geist einzuhauhen, ist die Aufgabe der christlichen Staatsbürger durch ihre Mitarbeit, nicht comme chrétiens, sondern en chrétiens, wie es der Verfasser unübersetzbar formuliert. Aufgabe der Kirche ist die Gewissensschulung der Gläubigen; der christliche Staatsbürger muss sich für die Kirche verantwortlich wissen. Eine wesentliche Wahrheit darf dabei nicht ausser acht gelassen werden: Der kirchliche und staatliche Bereich müssen immer ihre Eigenständigkeit bewahren, dürfen nie vermischt werden, d. h. der Staat darf nicht verkirchlicht und die Kirche nicht verstaatlicht werden. Wenn irgendwo Kirchenaustritt wie religiöse Betätigung als politische Manifestation missbraucht werden, ist es ein sicheres Zeichen, dass die Beziehungen zwischen Kirche und Staat verfälscht sind, oder dass der Staat sich Übergriffe in eine fremde Sphäre erlaubt.

Die Rechte des irrenden Gewissens

Unter einem anderen Gesichtspunkt untersucht P. Olivier OP die Toleranzfrage: Die Rechte des irrenden Gewissens. Man unterscheidet in der Moral zwei Gruppen von Normen der Sittlichkeit, die objektiven und die subjektiven d. h. das Gewissen. Beide sind natürlich nicht voneinander unabhängig. Das Gewissen ist der Dolmetscher der objektiven Normen für das praktische Handeln. Wenn das Gewissen in der Auslegung der objektiven Normen irrt, haben wir das Problem des irrenden Gewissens. Welche Verpflichtung legt das irrende Gewissen auf? Zuerst die Pflicht, die objektiven Normen kennenzulernen; wenn es sich aber in einem unüberwindlichen Irrtum befindet, muss der Mensch nach ihm handeln. Gibt es aber auch ein Recht des irrenden Gewissens? Hier eine Bemerkung. Man sagt oft, dass nur die Wahrheit Rechte hätte. Rechte kann nur eine Person, nie ein abstrakter Begriff haben. Diese Ausdrucksweise ist also ungenau. Recht ist eine juristische Beziehung, setzt ein Subjekt voraus, das auf Grund eines Rechtstitels etwas als das Seinige fordern darf gegenüber anderen Personen. Der Rechtstitel beim irrenden Gewissen ist die Verpflichtung, nach ihm zu handeln; er beruht auf der einzigartigen Menschenwürde. Gegen wen kann der Mensch sich auf diesen Rechtstitel berufen? Nicht gegen Gott; denn das Gewissen ist nicht autonom. Ihm gegenüber kann das schuldlos irrende Gewissen nur verlangen, dass die materielle Sünde nicht angerechnet wird. Den Menschen gegenüber besteht keine Schwierigkeit in der Beanspruchung dieses Rechtes. Diese entsteht gegenüber den beiden Gesellschaften, deren Glieder wir sind, Kirche und Staat, die im Hinblick der Erfüllung ihrer Aufgaben die Rechte ihrer Glieder beschränken können. Kirche und irrendes Gewissen! Das Gewissen, haben wir gesehen, ist den objektiven Normen unterworfen. Im religiösen Bereich ist die Kirche eine Norm. Sie ist die rechtmässige und unfehlbare Hüterin und Kündlerin der dogmatischen und moralischen Wahrheiten. Ihr gegenüber hat das irrende Gewissen kein Recht, sondern, wie oben gesagt, der schuldlose Irrtum kann nicht angerechnet werden. Das gilt, soweit die Kirche zuständig ist. Anders beim Staat. In religiösen Fragen ist der Staat unzuständig, hat von Gott dazu keine Gewalt erhalten. Ihm gegenüber kann das irrende

Gewissen verlangen, nach seiner Überzeugung zu leben und zu handeln, solange das Naturgesetz nicht verletzt wird. Der Staat kann seinem Bürger wegen seiner Religionszugehörigkeit seine wesentlichen Bürgerrechte nicht einschränken. Es gibt eine politische, zivile und soziale Toleranz gegenüber den Gläubigen anderer Religionen, die auch für die Katholiken eine moralische Pflicht ist, sagt Pius XII. in einer Ansprache an die Rota.⁷ Andererseits erschöpft sich der Zweck des Staates nicht nur im zeitlichen allgemeinen Wohl. Auch das bonum morale fällt unter seine Zuständigkeit, insofern er seinen Gliedern helfen muss in der Erfüllung ihres Daseinszweckes, der konkret in der Gotteskindschaft besteht. In dieser Antinomie besteht das Problem der Toleranz und die Erklärung der verschiedenen historischen Verwirklichungen. Viele Katholiken haben Heimweh nach der mittelalterlichen Christenheit, in der Kirche und Staat in einer innigen Einheit zusammenlebten. Für sie ist diese Form nicht ein Ideal, das selten verwirklicht werden kann, sondern die Lösung. Sie übersehen, dass diese Verwirklichung nur möglich war auf Grund eines aussergewöhnlichen Zusammentreffens einmaliger Zeitumstände. Damals war der Staat in einem embryonalen Zustand, während die Kirche die einzige stabile und kräftig organisierte Gesellschaft war. Heute sind Staat und Bürger mündig geworden und ein staatlicher Zwang in religiösen Fragen ist unmöglich und auch nicht ratsam. Wenn auch die staatliche Religionsfreiheit historisch von kirchenfeindlichen Bewegungen erkämpft wurde, so sagt das nicht, dass sie in sich schlecht sei; sie ist die Folge einer z. T. notwendigen Entwicklung. Heute hängt in einem demokratischen Staat die Orientierung von der öffentlichen Meinung ab. Wenn man den Staat mit christlichem Geist durchdringen will, muss eine Aktivierung des christlichen Bewusstseins des einzelnen Gläubigen, der zugleich Staatsbürger ist, vorausgehen. Das ist die Aufgabe der katholischen Aktion. Im absolutistischen Staat genügte es, dem Fürsten seine Pflichten als Christ einzuschärfen. Die Prinzipien bleiben dieselben, neu ist der Weg. In einem Schreiben an die Katholiken Frankreichs⁸ hatte Leo XIII. darauf aufmerksam gemacht, dass die abstrakten Prinzipien unveränderlich bleiben. In das konkrete Leben umgesetzt nehmen sie «un caractère de contingence» an, der bestimmt wird durch das Milieu, in dem die Anwendung geschieht.

Diese Wahrheit wird auch heute noch von manchem Theologen verkannt. Man nehme ein Handbuch des kirchlichen öffentlichen Rechtes, auch neueren Datums. Von einem Eingehen oder einer Auseinandersetzung mit den heutigen Problemen findet man fast nichts. Sie hätten genau so gut vor 100 oder 200 Jahren geschrieben sein können. Man begnügt sich, die abstrakten Prinzipien zu verkünden, bringt dann eine Reihe von Zitaten der Kirchenväter, früherer Schriftsteller oder kirchlicher Dokumente ohne zu untersuchen, was dieser caractère de contingence hat, d. h. zeitgeschichtlich bedingt ist und für die heutige Situation keine Geltung mehr hat. Ihre Haltung kommt daher, dass sie die Problemstellung nicht dem konkreten Leben entnehmen, sondern aus Büchern, d. h. von ihren Vorgängern, die unter Zeitumständen schrieben, die nicht mehr existieren.⁹ Darin liegt der Wert des angeführten Buches, dass es eine Antwort geben will für unsere heutige Situation.

A. Gr.

⁷ A. A., S. 38 (1946), S. 393.

⁸ Au milieu des sollicitudes 1892.

⁹ In seinem Artikel «St. Bellarmin on the indirect power» (Theological Studies 1948, S. 491 ff.) macht P. Murray darauf aufmerksam, dass die Beweisführung Bellarmins heute noch Geltung hat, solange er sich auf rein theologischem Boden bewegt; sie aber nicht befriedigt – auch nicht für die damalige Zeit –, sobald er aktuelle und konkrete Fragen behandelt. Nationalstaaten kennt er nicht; für ihn existiert immer noch die *respublica christiana* in der Gestalt des Heiligen Römischen Reiches.

⁶ Marmy, S. 663.

Christliche Ehegruppen – eine moderne Form des Apostolats

Es ist ein Beweis für die unverwüsthliche, fortwährend von innen heraus sich erneuernde Lebenskraft der Kirche, wenn diese auf die besonderen Anliegen und Bedürfnisse einer jeden Zeitsituation mit stets neuen Formen und Methoden des kirchlichen Lebens zu antworten weiss. Und nicht weniger zeugt es für ihre überlegene Stärke, wenn sie spontan aus der Mitte der Gläubigen herauswachsende Bestrebungen zunächst ruhig gewähren und heranreifen lässt, vielleicht sogar vorsichtig fördern hilft, bis ihr der Zeitpunkt gekommen scheint, offiziell Stellung zu einem so entstandenen Werk zu nehmen. Sie kennt den Wert der persönlichen Initiative für das Wachstum des Gottesreiches; sie weiss, wie notwendig freie Entfaltungsmöglichkeit innerhalb des kirchlichen Raumes für die Bildung und Erhaltung eines lebendigen, zeitaufgeschlossenen Glaubensbewusstseins ist. Dieser Haltung der Kirche ist es zu danken, dass in den letzten Jahren eine so neuartige katholische Laienbewegung entstehen konnte wie die Ehegruppen, die fast gleichzeitig an verschiedenen Orten und in bunter Mannigfaltigkeit der Formen das Leben der Kirche bereicherten.

Was sich da spontan, ohne offizielle Initiative der kirchlichen Autorität und auch ohne einheitliche Planung entwickelt, mag manchem, vor allem einer älteren Generation, recht ungewohnt erscheinen: Junge Ehepaare schliessen sich zu kleinen Gruppen zusammen zur Pflege und Vertiefung ihres christlichen Ehe- und Familienideals. Sie treffen sich regelmässig im Heim eines der Ihrigen, um gemeinsam zu essen, zu beten und sich über ihre Lebensprobleme auszusprechen – wenn möglich im Beisein eines Priesters. Sie veranstalten gemeinsame Anlässe zu religiöser Einkehr wie auch zur Erholung und Förderung der Geselligkeit. Der gleiche Wille, der sie alle beseelt, zielt auf die Schaffung eines christlichen Gemeinschaftslebens, in welchem die Gesinnung ungekünstelter Bruderliebe oberstes Gesetz, gegenseitige geistige und materielle Hilfeleistung selbstverständlich geübte Tat bedeuten.

Entstehung und Verbreitung der Ehegruppen

Das Ursprungsland dieser «Groupes de Foyers» ist Frankreich, wo sich vor rund 15 Jahren die ersten Gruppen dieser Art bildeten. Nach Angaben eines ihrer grössten Förderer, des Abbé Caffarel, der vor allem als Herausgeber der Ehezeitschrift «Anneau d'Or» bekannt ist, zählt man in diesem Land heute etwa 2000, jeweils 6 bis 8 Ehepaare umfassende Gruppen verschiedenster Prägung. Ähnliche Gruppen finden sich schon zahlreich in USA, in Kanada und Belgien, vereinzelt auch in Marokko, Tunesien, Italien, Schweiz, Deutschland, Österreich usw.¹

Wie kam es eigentlich zur Gründung solcher Ehegruppen? Man beantwortet diese Frage gern mit dem Hinweis auf ein vorhandenes Zeitbedürfnis, das fast zwangsläufig und automatisch zu ihrer Bildung geführt habe. Konkret waren die Träger der Bewegung zumeist aktive junge Katholiken aus den Reihen der verschiedenen Jugendorganisationen. Sie hatten Jahre hindurch Gelegenheit gehabt, den Wert der Gruppenarbeit für ihre eigene religiöse, charakterliche und soziale Schulung kennen und schätzen zu lernen. Nach ihrer Verheiratung, auf die sie sich oft sehr sorgfältig vorbereitet hatten, wünschten sie diese Methode auch für ihren neuen Lebensstand nutzbar zu machen. Dazu kam eine neue Erfahrung: Vielfach hatten sie nach der Eheschliessung ihre apostolische Betätigung in ihren alten Organisationen fortgesetzt, jeder der Gatten getrennt in seinem eigenen Bereich. Irgendwie schien ihnen die-

ser Zustand unbefriedigend, empfanden sie ihn als störend in ihrem Bewusstsein ehelicher Einheit. Wenn sie im Geheimnis des Ehesakramentes zur Lebenszelle der Kirche geworden waren, musste sich da nicht eine Form finden lassen, ihre gemeinsame christliche Sendung auch im Apostolat nach aussen zusammen, ohne auseinandergerissen zu werden, zu erfüllen? Endlich wurden die Bestrebungen dieser jungen Eheleute entscheidend von der offenkundigen Tatsache beeinflusst, dass die christliche Familie in der modernen Welt allseits bedroht, in jeder Richtung hilfsbedürftig geworden ist. Nun bestanden zwar schon grosse Organisationen, welche sowohl den wirtschaftlichen wie den religiösen Anliegen der Familie dienten, und niemand wollte auch deren Notwendigkeit und Wert leugnen. Aber der Wunsch nach einer intensiveren Betreuung der Familie mit ihren Problemen, das wachsende Bedürfnis nach einer vertieften Ehespiritualität forderten die Überwindung der mit jeder grossen Organisation gegebenen Anonymität durch lebendige kleine Gemeinschaften, in denen der persönliche Kontakt aller mit allen gewährleistet bleibt.

Es waren also verschiedene Beweggründe, die zusammenwirkten, die Idee der Ehegruppen zu verwirklichen. Wenn sich nun die Frage nach den verschiedenen Formen erhebt, in denen die Bewegung heute praktisch realisiert ist, so fehlen uns leider für eine allgemeine internationale Übersicht noch die nötigen Unterlagen. Dagegen haben die «Foyers»² für das «Stammland» Frankreich eine vorläufige Bestandesaufnahme vorgenommen, die – ohne erschöpfend sein zu wollen – einen guten Einblick in die Vielfalt der französischen Gruppen vermittelt.

Französische Formen von Ehegruppen

Die Gruppen «Neues Leben» (Groupes de «Vie Nouvelle») sind vor allem aus Pfadfinderkreisen hervorgegangen. Unter ihrem ersten Namen «Amitiés Scoutes» hatten sich um 1942 Ehepaare und Ledige zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen, die verschiedenen Zielen dienstbar gemacht werden sollten: Die einen erstrebten eine Förderung ihres persönlichen Lebens und gegenseitige Familienhilfe, die andern wollten die gemeinschaftliche Auseinandersetzung mit den Problemen der modernen Welt und positive Mitwirkung an deren Meisterung. Im Laufe der Zeit bildete sich dann die heutige Form der Gemeinschaft aus, die versucht, in christlicher Aufgeschlossenheit mit allen Lebensfragen in enger Fühlung zu bleiben.

Die Bewegung zählt eine grosse Anzahl von Gruppen in Frankreich und Nordafrika, die jeweils, je nach der Grösse einer Stadt, zehn bis fünfzig Ehepaare und auch Ledige umfasst. Jede dieser Gruppen ist in kleinere Einheiten aufgeteilt, in «Bruderschaften» (Fraternités) mit vier bis acht Ehepaaren. Die Lebendigkeit einer Bruderschaft muss sich auf zwei wesentlichen Gebieten bewähren: 1. In der brüderlichen Liebe (materielle Hilfeleistung, Hilfe in Krankheit und den verschiedenen Nöten des täglichen Lebens, brüderliche Zurechtweisung, gemeinsames Gebet). – 2. In einer gemeinsamen Arbeit, die alle Mitglieder der Bruderschaft interessiert, sei es religiöses Studium in den regelmässigen Zusammenkünften, sei es eine karitative oder apostolische Aktion nach aussen. Die beschränkte Wirkungsmöglichkeit der kleinen Bruderschaften wird ergänzt und erweitert durch die grössere Gruppe, der ebenfalls ein Ehepaar vorsteht. Monatlich treffen sich die Leiter der einzelnen Bruderschaften in der Gruppe, jährlich einmal alle Mitglieder zur Rechenschaftsablage über ihre bisherige

¹ Vgl. «Families dans le monde» Oct.-Déc. 1952, S. 32.

² «Foyers» Oct.-Déc. 1952, Numéro spécial: Les Groupes de Foyers.

gen Erfolge und Misserfolge und zur Planung für die Zukunft. Daneben veranstaltet «Vie Nouvelle» mehrmals im Jahr Kurse und Tagungen in grösserem Rahmen zur geistigen und religiösen Schulung. So wird mit Erfolg versucht, die Vitalität und persönliche Initiative und Verantwortung kleiner Gemeinschaften mit den Vorteilen der grösseren Organisation, deren Aktionsradius ein weiterer sein kann, fruchtbar zu verbinden.

Die «Equipes Notre-Dame», 1939 von Abbé Caffarel gegründet, besitzen wieder ihr eigenes Gepräge. Sie wollen eine rein religiöse Bewegung sein. Ihre geistige Grundrichtung geht auf die Heiligung ihrer Mitglieder im Stand der Ehe, d. h. auf das Streben, sich der Ehegnaden stets tiefer bewusst zu werden und in der Gemeinschaft die Gottes- und Nächstenliebe wachsen zu lassen.

Sie besitzen eine gemeinsame Lebensregel, die sogenannte «Charta», die an das Vollkommenheitsstreben der Ehepaare bestimmte Anforderungen stellt. Diese verpflichten sich im einzelnen auf folgende Punkte: Zunächst auf die monatliche «Eherunde» (siehe Orientierung Nr. 8), dazu jährlich geschlossene Exerzitien (die jedes zweite Jahr durch zwei Einkehrtage ersetzt werden können), ferner periodische Neuausarbeitung einer Lebensordnung, die konkrete Vorsätze enthalten muss, die monatliche Besinnungsstunde der Ehegatten, das tägliche Familiengebet, schriftliche Vorbereitung für das Arbeitsthema der monatlichen «Eherunde». Wer seinen Verpflichtungen nicht mehr nachkommen will, scheidet aus der Equipe aus. - Da verhältnismässig wenige Ehepaare für diese Bedingungen in Frage kommen, wollte man durch die Schaffung der Gruppen der «Foyers de Chrétienté» einem grösseren Kreis die Teilnahme an der Bewegung ermöglichen. Diese Gruppen sind von der gleichen Geistigkeit geformt wie die «Equipes», verpflichten sich jedoch nur auf die monatliche Zusammenkunft. - Wenn das Hauptziel der Bewegung auch in der persönlichen religiösen Formung ihrer Mitglieder-Ehepaare besteht, so trägt sie doch ebenso nach aussen ihre Früchte: in praktischen Werken der christlichen Nächstenliebe und in verantwortungsbewusster Mitarbeit im Apostolat der bestehenden kirchlichen Organisationen.

Die «Foyers Compagnons» (etwa: Weggefährten-Ehepaare) bilden einen Zweig der Bewegung «Compagnons de Saint François». Diese wurde 1927 von Joseph Folliet in Nachahmung des deutschen «Quickborn» gegründet. Sie war als ein Ort der Begegnung für ideale Menschen aller Klassen und Christen aller Nationen gedacht. In dieser Gemeinschaft, in der trotz ihrer starken hierarchisch-bündischen Gliederung möglichst grosse persönliche Freiheit und Unabhängigkeit herrschen sollte, galt das Hauptbemühen der Pflege der Freundschaft und einer weltoffenen christlichen Gesinnung unter den Gefährten. Manche von diesen wollten auch nach ihrer Verheiratung den Idealen ihrer Jugendbewegung treu bleiben, und so kamen zu den vorhandenen männlichen und weiblichen Jugendgruppen jene der Ehepaare hinzu.

Die Ehepaare sind in «Scharen» zusammengeschlossen, deren Leitung ein «Wächteramt» (Gardiennat), bestehend aus vier Ehepaaren, innehat. In Frankreich gibt es heute zwölf solcher Scharen, deren gemeinsame Spitze ebenfalls ein solches Wächteramt bildet. Die Foyers Compagnons haben es nicht darauf abgesehen, grosse Aktionsprogramme aufzustellen und durchzuführen. Was die Ehepaare in erster Linie bei ihnen finden sollen, ist ein geistiger Raum, ein Lebensklima, in welchem die Ehe- und Familiengemeinschaft auch unserer Zeit zu wachsen, blühen und reifen vermag. Überall wo die Gefährten sich zusammenfinden - sei es in Studiencirkeln, sei es auf Wallfahrten oder sonstwo - sollen sie seelische Bereicherung finden durch gemeinsame Übung christlicher Bruderliebe und durch die zündende Kraft des gegenseitigen Beispiels. In ihrem Freundschaftsbunde finden sie immer wieder die Anregungen und nötigen Energien, um im harten Lebenskampf ihrer Sendung als christliche Ehegatten und Eltern treu zu bleiben.

Die Pfarreigruppen der AMC (Association du Mariage Chrétien = Vereinigung der christlichen Ehe). Die AMC war 1919 von Abbé Jean Viollet zur geistigen und materiellen Erneuerung der Familie gegründet worden. Im Jahre 1932 wurde sie von den französischen Bischöfen als offizielle Familien-sektion der französischen Katholischen Aktion anerkannt. Weil die AMC nach dem Pfarrprinzip aufgebaut ist, besitzen die meisten der aus ihr hervorgegangenen Ehegruppen den Charakter von Pfarrgruppen.

Das Leben dieser Gruppen wird von zwei Forderungen bestimmt: Einmal durch die allgemeine Christenpflicht gegenseitig geübter brüderlicher Liebe in den materiellen und geistigen Nöten ihrer Angehörigen. Dann durch die gemeinsame Arbeit im Studium der christlichen Ehe- und Familienprobleme. Mehr und mehr soll das Bewusstsein geweckt und gepflegt werden, dass die Pfarrei nicht zusammengesetzt ist aus Einzelgläubigen, sondern aus Familien, dass deshalb Pfarrseelsorge in einem wesentlichen Sinn zur Familienseelsorge werden muss. Mit Hilfe der Ehegruppen soll der Familie aber auch das Tor geöffnet werden zur Erfüllung ihrer apostolischen Sendung in der grösseren Gemeinschaft: Zunächst als Mitverantwortung für das Leben und Wohlergehen der eigenen Pfarrei; darüber hinaus als Teilnahme an der christlichen Gestaltung des öffentlichen Lebens in Gemeinde und Staat, im sozialen und kulturellen Leben usw.

Trotz der engen Verbindung dieser Pfarrgruppen mit der Katholischen Aktion beanspruchen sie keineswegs eine Monopolstellung. Sie arbeiten vielmehr einträchtig mit den Gruppen anderer Bewegungen zusammen, wie z. B. jenen der «Equipes Notre-Dame» und von «Vie Nouvelle» und lassen sich je nach den örtlichen Verhältnissen auch von diesen in ihrer Arbeitsweise beeinflussen.

Die «Equipes MFR» (Mouvement Familial Rural = Ländliche Familienbewegung). Diese Ehegruppen, deren Mitglieder alle der ländlichen Familienbewegung angehören, treten nach aussen nicht als Gruppen in Erscheinung. Sie wollen vielmehr als verborgener Sauerteig der ganzen Bewegung wirken, für die sie begeisterte und tüchtige Vorkämpfer heranbilden. So tragen sie entscheidend zum blühenden Leben und den praktischen Erfolgen der MFR bei. Ihr inneres Gruppenleben ist insofern von jenem städtischer Gruppen verschieden, als sie auf die Bedürfnisse und Möglichkeiten der bäuerlichen Verhältnisse Rücksicht nehmen müssen.

Verschiedene andere Arten von Ehegruppen haben sich schliesslich in Vereinigungen gebildet, die entweder ein bestimmtes Frömmigkeitsideal pflegen, wie z. B. die Franziskanertertiärer und die Marianischen Kongregationen, oder die Angehörigen einer bestimmten Berufsgattung zusammenfassen, wie das Lehrpersonal.

Diese Übersicht mag dem Leser einen Begriff von der Vielfalt der vorhandenen Ehegruppen - wir haben nicht alle Arten aufgezählt - vermitteln. Aber selbst innerhalb der einzelnen Bewegungen besitzt jede Gruppe wieder ihr eigenes, von den andern verschiedenes Gepräge, je nach dem Charakter, Stand und den Interessen ihrer jeweiligen Mitglieder. Es ist daher wichtig, das Gemeinsame zu sehen, das trotzdem alle miteinander verbindet. Ein vorzüglicher Kenner der Ehegruppen, der selber den «Foyers Compagnons» angehört, umschreibt dies folgendermassen:

«Alle haben drei gemeinsame Merkmale: Das Gebet, das Studium und die gegenseitige Hilfe. Man betet gemeinsam, man betet füreinander, man betet im Heim oder zur Gemeinschaftsmesse um den Altar versammelt, man betet über die heiligen Texte, die man auslegt und erklärt. Man studiert auch und der Stoff ist umfangreich: Die Religion ganz allgemein (die Messe, die Sakramente, die theologischen Tugenden, das Evangelium), die christliche Haltung vor den Lebensproblemen: Das Geld, die Erziehung der Kinder, der Friede. Endlich hilft man sich gegenseitig: Geistliche Hilfe. Man nimmt Anteil an den harten Schicksalsschlägen, man betet für die gegenseitigen

Anliegen, man schenkt einander Halt durch Aufmerksamkeiten, bei denen der Herzenstakt eine grosse Rolle spielt. (Man könnte eine ganze Serie von Fioretti geben, die von einer Ursprünglichkeit und Zartheit sind, die an die ersten apostolischen Zeiten erinnern lassen.) Man hilft sich gegenseitig im Materielem, befreit sich gegenseitig aus der Patsche. – Ein viertes Merkmal, das allerdings weniger allgemein ist: Man will aufgeschlossen sein für die Aussenwelt, man will aus dem Ghetto entfliehen, man will an die andern denken – an alle andern, an den berühmten Nächsten, der bekanntlich immer wieder ein anderer sein kann – und vor allem will man etwas tun für ihn.»³⁾

Erwartungen und Gefahren für die Ehegruppen

Es kann nicht bezweifelt werden: Mit der Bildung und wachsenden Verbreitung der Ehegruppen ist im kirchlichen Leben etwas aufgebrochen, das nicht wenige als das Frühlingserwachen eines erneuerten Glaubensbewusstseins in unserer glaubensmüden Zeit betrachten. Es scheint auch, dass diese Bewegung in erfreulicher Weise einem Anliegen des modernen, ernsthaft nach Vollkommenheit strebenden Laien entgegenzukommen vermag, welchem die traditionellen Methoden der Seelsorge und der kirchlichen Vereine bis jetzt nicht so recht zu entsprechen gewusst haben. Schliesslich steht die Tatsache fest, dass sich vielerorts Ehegruppen bereits praktisch bewährt haben sowohl in der Bereicherung und Vertiefung des christlichen Ehe- und Familienlebens als auch in ihrer aktiven Mitarbeit im Apostolat. – Noch befindet sich die Bewegung in dem schönen Stadium ihrer Entwicklung, das, unbelastet von organisatorischer Starrheit, gekennzeichnet ist durch jugendlichen Schwung und erfindungsreiche Begeisterung. Es muss jedoch die Frage gestellt werden: Wird sie die Erwartungen, die man heute auf sie setzt, in der Zukunft erfüllen? Wird sie imstande sein, als gemeinschaftsformende Kraft neuer Art im Leben der Kirche von morgen eine bedeutsame Rolle zu spielen? Oder wird sie das Schicksal vieler anderer hochherziger Versuche teilen und nach einer kurzen Zeit der Blüte der Vergessenheit anheimfallen?

Diese Fragen werden sich vor allem jene Seelsorger stellen, die eifrig nach neuen Wegen Ausschau halten, um die Ausübung ihres Hirtenamtes wirksamer zu gestalten. Aber auch jene, die nicht ohne Beunruhigung oder gar mit Misstrauen das Entstehen solcher Gruppen in ihrem Seelsorgsbereich beobachten, weil sie eine Schädigung der bestehenden, von ihnen oft recht mühevoll am Leben erhaltenen Pfarrorganisationen befürchten.

Zu einer endgültigen Antwort auf die gestellte Frage ist es heute sicher noch zu früh. Trotzdem lassen sich schon jetzt einige Punkte erkennen, von deren Beachtung oder Nichtbeachtung die Zukunft der Bewegung entscheidend abhängen wird.

Bei aller Begeisterung für die Ehegruppen darf unserer Ansicht nach ihre Bedeutung und Entfaltungsmöglichkeit im Gesamttraum der Kirche nicht überschätzt werden. In der ein-

³⁾ Franz Weyergans, Richesses et Périls des Groupes de Foyers, in: «La Revue Nouvelle» 15. Févr. 1953, S. 143.

zelen Pfarrei werden sich normalerweise immer nur einige wenige Gruppen bilden können, durch die ein entsprechend geringer Bruchteil aller Familien erfasst wird. Denn stets werden viele für ein solches Gruppenleben entweder nicht geeignet, oder aber – und vielleicht oft darunter sehr wertvolle und eifrige Pfarrangehörige – nicht ansprechbar sein. Ausserdem fehlt vielfach dem überlasteten Seelsorgsklerus einfach die Zeit und Kraft, in grösserem Umfang die individuelle Betreuung solcher Gruppen zu übernehmen. Es ist allerdings zu überlegen, ob und wie weit Ordenspriester in dieser Aufgabe die Pfarrgeistlichkeit entlasten könnten. Was aber in der Frage der priesterlichen Leitung der Gruppen nicht ausser acht gelassen werden darf: Es wäre unbillig – zum mindesten unrealistisch – bei jedem Priester die Eignung dazu einfach vorauszusetzen.

Wenn diese durch die konkrete Wirklichkeit gegebene Beschränkung anerkannt wird, dann können allerdings schon einige wenige Ehegruppen der Pfarrei zum Segen gereichen und den Pfarrgeistlichen wertvollste Dienste leisten. Jedoch auf die Dauer auch nur dann, wenn gewisse Gefahren, die in der Natur dieser Gruppenbildung liegen, gesehen und bewusst bekämpft werden. Wir denken vor allem an zwei Gefahren:

Zunächst an jene, dass eine Ehegruppe der Versuchung der Selbstgenügsamkeit erliegt: Dass die Ehepaare ein abgesondertes religiös-geselliges Konventikel bilden und sich für die Aufgaben in der grösseren Gemeinschaft der Pfarrei nicht mehr interessieren. Eine solche Gruppe müsste in dieser wie ein Fremdkörper wirken, statt eine organische Lebenszelle zu bilden, und würde recht bald der Unfruchtbarkeit verfallen.

Die andere Gefahr, vor der sich besonders aktive Gruppen werden hüten müssen, besteht in einer verkehrten Auswirkung ihres Sendungsbewusstseins. Nämlich dass ihre Überzeugung, eine Elite zu bilden, sie zu «Cliques» werden lässt, die sich einen Einfluss und Führungsanspruch auf das gesamte Pfarreileben anmassen, der ihnen nicht zukommt. Eine solche Ehegruppe, die Dienen mit Herrschen verwechselt, müsste mehr Verwirrung und Verbitterung säen als Gutes schaffen und könnte zum eigentlichen Sorgenkind eines Pfarrers werden.

Ob diese Klippen erfolgreich vermieden werden, hängt von der Einsicht und dem lauterem Willen der einzelnen Gruppe ab, zu einem nicht geringen Teil jedoch auch von deren geistlichen Leiter: Dieser muss fähig sein, sich selber und sein persönliches Geltungsbedürfnis zurückzustellen, um in selbstloser Gesinnung einen Gruppengeist zu pflegen und zu fördern, der keine schädliche Einseitigkeit aufkommen lässt. Deshalb wird die Frage nach geeigneten Priestern zur entscheidenden Schicksalsfrage der Ehegruppen.

Diese kritischen Überlegungen möchten in keiner Weise als Abschwächung der vorhandenen Begeisterung für die Ehegruppen gewertet werden. Sie sind vielmehr von dem aufrichtigen Wunsche eingegeben, dass die grossen Erwartungen, die man in diese junge Bewegung setzen darf, sich in der Zukunft erfüllen werden – zum Segen der christlichen Ehe und Familie und zum Wohle des Reiches Gottes auf Erden.

O. Stöckle.

«Die Katholiken müssen da sein»

25 Jahre Internationale katholische Vereinigung für Rundfunk und Fernsehen

Vertreter der katholischen Rundfunkarbeit aus allen Kontinenten trafen sich vom 17.–19. Mai in Köln, um das 25jährige Bestehen der unter dem Namen Unda (= Welle) bekannten Internationalen Katholischen Vereinigung für Rundfunk und Fernsehen zu begehen. In Anwesenheit des Erzbischofs von Köln, Kardinal Frings, des Apostolischen Nuntius für

Deutschland, Erzbischof Muench, des Apostolischen Delegierten für die Unda, Bischof Charrière von Lausanne, Genève und Fribourg, wurde des Tages gedacht, an dem im Anschluss an die damalige Pressa-Ausstellung die organisierte katholische Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Rundfunks ihren Anfang nahm. Man hätte den Gedenktag nicht sinnvoller «feiern» können als durch die Durchführung der zweijährlich stattfindenden Generalversammlung. Denn sie gibt den Delegierten der über 40 zur Unda gehörenden Länder jeweils

Gelegenheit, einen Überblick über den derzeitigen Stand der katholischen Rundfunkbemühungen in aller Welt zu gewinnen und dabei neue persönliche Beziehungen zu schaffen wie gewonnene Erfahrungen in der Kirchenfunkarbeit auszutauschen.

Dies ist bei der Kölner Jubiläumstagung in einem noch stärkeren Masse geschehen, als es vor zwei Jahren beim ebenfalls sehr erfolgreich verlaufenen Treffen in Madrid der Fall gewesen ist. Die Besprechungen und Begegnungen in der Geburtsstadt der Unda standen sichtbar unter dem Leitwort, das der Päpstliche Delegierte bei der Unda, Bischof Charrière, dem Treffen der Radiospezialisten gewidmet hatte. «Die Katholiken», so schrieb der um die internationale katholische Zusammenarbeit auf dem Felde des Radios so verdiente Schweizer Bischof, «müssen, auch auf dem internationalen Feld, anwesend sein, wenn es sich darum handelt, diese unvergleichlichen Mittel der geistigen Durchdringung, die das Radio und das Fernsehen darstellen, in den Dienst der christlichen Wahrheit zu stellen. In weniger als fünfzig Jahren werden unsere Nachfolger uns nach unseren Taten und nach unseren Unterlassungen beurteilen. Wir sind überzeugt, dass es uns die kommenden Generationen nicht verzeihen würden, wenn wir ein solches Instrument der Gedankenverbreitung in den Händen der Ungläubigen und Materialisten gelassen hätten. Wir wären vor Gott und vor den Menschen umso mehr schuldig, als heute die zuständigen Fachleute des Rundfunks und des Fernsehens im allgemeinen der Mitarbeit der Christen wohlwollend gegenüber stehen.»

Der Ruf nach stärkerer Zusammenarbeit

Es ist ein kampferfülltes, bewegtes Vierteljahrhundert, auf das die Unda zurückblicken kann. Dem zielbewussten Willen und Wollen der Gründer standen nur zu bald die Interessenlosigkeit vieler Männer und Stellen in den eigenen Reihen und der erbitterte Kampf zahlreicher Gegner von aussen gegenüber. Über alle Gefährdungen hinweg hat sich jedoch der Grundgedanke dieser so notwendigen Vereinigung erhalten: immer mehr in den einzelnen Ländern und zwischen den verschiedenen Nationen auf dem Gebiete des Rundfunks zusammenzuarbeiten.

Dieser Ruf wurde vor zwei Jahren in Madrid von vielen Delegationen erhoben. Er erklang Tag für Tag auch bei den Besprechungen in Köln. Seine Verwirklichung erweist sich umso dringender, als die Aktivierung der katholischen Rundfunkarbeit vor allem in den Ländern Süd- und Mittelamerikas, aber auch die Einführung der Television die Kirchenfunkspezialisten vor neue, grosse Aufgaben stellt. Mit besonderem Interesse wurden deshalb in Köln die Berichte und Anregungen des Leiters der neugeschaffenen Unda-Filiale in Santiago (Chile), H. Jaine Celedon Silva, und des Direktors der Fernseh-Abteilung der Unda in Paris, P. Raymond Pichard, gehört. Beide wiesen mit Nachdruck auf die Notwendigkeit hin, Erfahrungen, Manuskripte, fertige Sendungen von Land zu Land und von Kontinent zu Kontinent auszutauschen und die Ergebnisse der Arbeit an den einzelnen Kirchenfunkspezialisten gegenseitig fruchtbar zu machen. Welche Pionierdienste besonders in der kirchlichen Fernseh-Arbeit vom Unda-Sekretariat in Paris geleistet werden, davon legten Vorführungen von Filmen eindrucksvolles Zeugnis ab. P. Pichards Ruf, dass man insbesondere bei der Einführung des Fernsehprogramms von Anfang an mit kirchlichen Sendungen dabei sein müsse, wird sicher ein weltweites Echo finden. Der von Abbé Haas, Fribourg, vorgetragene Aktionsplan der Unda für 1953/54 sieht u. a. die Weiterführung des Informations-

und Dokumentationsdienstes, die Einrichtung eines Archivs von bedeutsamen katholischen Veranstaltungen in aller Welt, einen Weltkatalog religiöser Schallplatten und eine engere und stärkere Zusammenarbeit mit Radio Vaticana vor. Auf die Archive der Unda sollen alle in der katholischen Rundfunkarbeit der ganzen Welt Tätigen im Bedarfsfalle zurückgreifen können. In gleicher Weise wird die in Paris vorgesehene Cinemathek, eine Sammlung von katholischen Fernsehprogrammen und Filmen, den für die katholischen Televisionsprogramme Verantwortlichen in allen Ländern zur Verfügung stehen.

Christliche Botschaft an die Hörermassen tragen

Rundfunk und Fernsehen bedeuten für den Katholiken zwei unermessliche Arbeitsfelder. Die Mittel und Wege der Verwirklichung des Herrenbefehls «Gehet und lehret alle Völker» über diese beiden Instrumente der modernen Meinungsbildung mögen sehr verschieden sein. Gleich aber bleibt für die katholischen Rundfunkschaffenden überall in der Weltkirche die Pflicht, nach besten Kräften mitzuwirken, um die christliche Botschaft der heutigen Welt darzubieten.

«Nie abwesend, stets dabei sein!» – das war deshalb auch die Forderung, welche der Apostolische Delegierte, Bischof Charrière, in seiner Predigt in der Grabeskirche St. Alberts des Grossen in Köln den Kongressteilnehmern der Unda stellte. Angesichts der in den letzten Jahren noch angewachsenen Bedeutung von Rundfunk und Fernsehen sei es unerlässlich, diese von Gott unserer Generation gegebenen Möglichkeiten auszunutzen. In einer Stunde der Weltgeschichte, in der sich ungeheure Umwälzungen vollziehen, müsse in den christlichen Ländern wie in den Missionsgebieten das Evangelium durch das Radio verkündet werden. Nachdrücklich verwies Bischof Charrière auf die Tatsache, dass der Christ – auch auf dem Felde des Rundfunks und des Fernsehens – nicht nur für seine Taten verantwortlich sei, sondern in gleicher Weise auch für seine Unterlassungen. Die Katholiken von heute müssten gerade hier um ihre schwere Verantwortung wissen.

Eindringlich hob auch der Kölner Erzbischof, Kardinal Frings, die Christenpflichten gegenüber den beiden modernen Mitteln der Meinungsbildung hervor. In seinen Ansprachen beim Empfang der Kongressteilnehmer und im Kölner Funkhaus würdigte er die Bemühungen der Unda, das Radio in den Dienst des Schöpfers zu stellen. Sie habe, so betonte der Kardinal, erreicht, dass heute von fast allen grossen Radiostationen der Welt das Lob Gottes gepriesen werde. Unablässig bemühe sie sich, dass die gleiche Zunge, die Gottes Lob verkünde, sich freihalte von Obszönitäten, dass die Rundfunkanstalten sich freihielten von gottlosen Reden, von Hass und Leidenschaft. Die Unda wolle noch mehr erreichen. Ihr Ziel sei es, christliche Tradition und Kultur, christliches Brauchtum in breitem Strom an die Hörermassen zu tragen. Man könne vom allgemeinen Rundfunk nicht verlangen, dass wir dort allein zu Wort kommen. «Aber dass eine Asphaltkultur zurückgedrängt wird», so betonte Kardinal Frings wörtlich, «dass die Heiligkeit der Ehe und Familie, die Wahrung der kulturellen Kräfte, der christlichen Religion nicht in den Sendungen angegriffen und untergraben werden, das fordern wir zu Recht.»

Dass all diese Ziele der katholischen Rundfunkarbeit nur erreicht werden können, wenn Radioschaffende und Radiohörer eng zusammenarbeiten, das wurde auf dem Kölner Unda-Kongress mehrfach betont. Auf welcher mannigfachen Weise dieses Zusammenwirken erfolgen kann, darüber soll ein späterer Beitrag berichten. W. Sandfuchs.

Katholische Erwägungen zur Krönung in England

«Obwohl es zweifellos paradox ist», schreibt Christopher Dawson, der hervorragende katholische Historiker, in der Maiausgabe des Month, «dass ein völlig katholischer Ritus in einem nicht-katholischen Lande und in einer säkularen Kultur aufrechterhalten wird, so können wir nur dem heiligen Eduard und dem heiligen Dunstan dankbar sein, dass ihre Tradition so stark gewesen ist, die aufeinanderfolgenden Krisen der Häresie, des Schismas, der Revolution und der Verweltlichung zu überleben, so dass das englische Königreich und seine Krone sich noch heute dem Kreuze unterwerfen und dem ‚Reiche Christi unseres Königs und Erlösers‘.»

Diese Worte sind gewiss ein repräsentativer Ausdruck der Gefühle der englischen Katholiken, wenn sie in der alten Westminster Abtei und am Altar eines kanonisierten Heiligen, Eduards des Bekenneren, an den Krönungszeremonien Anteil nehmen, die rechtmässig die ihren sein sollten. «Alles in Westminster ist beim Alten geblieben», bemerkt Professor Schramm, «während sowohl Aachen wie Reims verlassen sind. Keinen Imperator Romanorum gibt es mehr; Habsburger und Hohenzoller mussten ihre kaiserlichen Titel beiseite legen, und Krone, Zepter und Gewänder der alten kaiserlichen Schatzkammer werden als Museumsstücke angestaunt. In Frankreich gibt es nicht einmal die Erinnerung an die Vergangenheit. Kaum einem Land ist es gelungen, seine mittelalterlichen Institutionen ständig so zu adaptieren, dass diese nicht völlig überwunden oder gänzlich neu konstruiert werden mussten. Inmitten dieser Szenen des Aufbaus und der Zerstörung verbleiben keine Zeichen der Vergangenheit als Symbole der Gegenwart ausser der Cathedra Sancti Petri in Rom und dem Krönungsstuhl König Eduards in Westminster.»

Katholische Riten bei der Krönung

Die katholischen Formen der Krönungszeremonie sind unverkennbar. Die alten Gebete bleiben unverändert, wenn auch seit der Krönung Jakobs I. die englische Sprache verwendet wird. Die Rubrik weist die Königin an, dem Allerheiligsten Sakrament «ihre demütige Anbetung» zu erweisen, wenn dieses auch nicht mehr vorhanden ist. Das Veni Creator Spiritus wie auch das Te Deum werden auf Englisch gesungen, dazu der alte Choral «Zadok der Priester» aus dem 3. Buch der Könige, Kapitel 1, Vers 39. Die Salbung, die Verleihung der Regalia und die eigentliche Krönung entstammen unverändert dem im 14. Jahrhundert niedergeschriebenen Zeremonial des Liber Regalis, das auf dem bei der Krönung Edgars im Jahre 973 vom heiligen Dunstan verfassten Ritus fusst und noch heute in der Westminsterabtei aufbewahrt wird.

Der heilige Dunstan übernahm die aus karolingischen Traditionen stammenden westsächsischen Formen der Krönungszeremonie. Der ursprüngliche karolingische Ritus wurde in den westfränkischen Traditionen bewahrt, während der deutsche, zu Mainz im Jahre 961 niedergelegt, dem Pontificale Romanum zugrunde liegt. Auf diese drei Hauptströme gehen alle im Abendland gebräuchlichen Krönungsriten zurück, und ihnen allen gemeinsam ist der geheiligte Charakter des königlichen Amtes, seine Abhängigkeit von der göttlichen Gnade, die Wechselwirkung von Rechten und Pflichten, die Verwaltung der Gerechtigkeit und die Verteidigung des christlichen Glaubens und Volkes.

Neuerungen

Eine wesentliche Neuerung im englischen Zeremonial ist seine Einordnung in den anglikanischen Kommuniongottesdienst, anstatt, wie früher, der Krönungsmesse voranzugehen; neu ist auch die im Jahre 1689 eingeführte Überreichung der Bibel, damals Ausdruck des protestantischen Bekenntnisses

gegen den vertriebenen Stuart, Jakob II. Diese Überreichung wird dieses Jahr vom Haupt der presbyterianischen Staatskirche von Schottland vorgenommen, zweifellos um die schottischen Nationalgefühle zu befriedigen, die bereits durch den Namen «Elizabeth II.» erregt worden sind. Der Krönungseid geht auf das 11. Jahrhundert zurück, ist aber natürlich in seiner heutigen Form ein Bekenntnis zur «Aufrechterhaltung im Vereinigten Königreich der gesetzlich errichteten protestantisch reformierten Religion». Die Beschränkung auf das «Vereinigte Königreich» ist ein Zeichen der Zeit; es wurde 1937 festgelegt. Die Bezeichnung «protestantisch», die von vielen Mitgliedern der anglikanischen Hochkirche als unpassend empfunden wird, verbleibt. Die antikatholische Formulierung des Krönungseides, die seit 1689 den König zur Absage der «abgöttischen Messe und Marienverehrung» verpflichtete, ist seit der Herrschaft Eduard VII. zu Beginn dieses Jahrhunderts weggelassen worden, um der rechtlichen Stellung und der religiösen Freiheit der englischen Katholiken Rechnung zu tragen.

Weitere Neuerungen betreffen die sprachliche Modernisierung gewisser Gebete: aus dem «höheren und niederen Adel» sind «eminente Führer in Wissen und Arbeit», aus dem «gemeinen Volk» sind «Bürger» geworden; beides Neuerungen, die Bände sprechen. Die Bischöfe, die sich einst bei der Überreichung des Schwertes als «wenn auch unwürdige, so doch mit der Autorität der heiligen Apostel umkleidete Stellvertreter» («episcopi, licet indigni, vice tamen et auctoritate sanctorum apostolorum consecrati») bezeichneten, bleiben nur noch «unwürdig» und übergehen damit das heikle Thema (seit den Tagen Newmans und der Oxford-Bewegung) der apostolischen Nachfolge. Noch eine weitere Neuerung, in diesem Jahr erstmals vorgenommen, ist die Weglassung des bischöflichen Ausdrucks der Lehenstreue. Die anglikanischen Bischöfe versprechen heute der Königin Treue nur mehr als Bischöfe und nicht mehr als Lehensherren des Landes. Eine weitere vielbesagende Änderung ist die des alten Stillgebetes, dass «Kirche und Volk in Sicherheit und Wohlstand fortleben mögen». In der heutigen Form lautet es: «Möge Deine Kirche in Sicherheit sein und die christliche Andacht in Frieden fort dauern.»

Altes und Modernes sind im englischen Krönungszeremoniell untrennbar vermischt, Feudalismus und moderne Demokratie, katholische Formen und deren anglikanische Abweichungen. Der alte Gebrauch der königlichen Salbung mit Katechumenenöl und Chrisam wird von einigen anglikanischen Autoritäten als Beweis der mittelalterlichen Theorie angesehen, derzufolge dem Monarchen ein königliches Priestertum im sakramentären Sinne verliehen wird und ihn zur Leitung der anglikanischen Kirche befähigt. Aber diese Theorie wurde im Mittelalter nie offiziell sanktioniert. Die Wirkkraft der Salbung war immer die eine Sakramentale, das heisst, abhängig von dem Glauben und der Frömmigkeit des Empfängers, und nicht absolut im Sinne der Priesterweihe. Ähnliche anglikanische Ansprüche bezogen sich auf die Verleihung besonderer Gewänder, in der ein liturgischer Ursprung gesehen wurde. Es ist richtig, dass Krönungs- und liturgische Gewänder ihren gemeinsamen Ursprung in den Gewändern des römischen Senats haben, aber ihre geschichtliche Entwicklung ist eine getrennte.

Was können uns diese Formen bedeuten?

Die katholischen Formen des englischen Krönungsgottesdienstes wurden vor fast hundert Jahren von Onno Klopp mit der Fassung eines Juwels verglichen, der aber der Stein

selbst entwunden worden ist. Manches in dieser Zeremonie ist zweifellos ein leerer Symbolismus geworden, dem nur der Katholizismus neues Leben verleihen könnte. Aber das weite Interesse, das in der heutigen Zeit, in England wenigstens, dem religiösen Sinn des Königtums der Monarchie und der Krönung selbst bezeugt worden ist, sollte auch die katholische Welt versöhnlicher stimmen.

In allen katholischen Kirchen Englands werden am Vorabend der Krönung Abendmessen gelesen, die ein Triduum des Gebets für die Königin beschliessen. Die vorgeschriebene Messe ist die des heiligen Augustinus, des ersten englischen Bischofs und Abgesandten Gregor des Grossen, der das Inselreich zum katholischen Glauben bekehrte und den Grundstein zu den Jahrhunderten christlicher englischer Zivilisation legte.

In dem Wiedererwachen der religiösen Bedeutung der Monarchie «sub Deo et sub lege» können die englischen Katholiken berechtigterweise eine Verbindung mit ihrer eigenen Tradition erblicken. Der Herzog von Norfolk, Mitglied einer der ältesten katholischen Familien des Landes, übt das hohe Amt des Lordmarschalls von England aus, und das weite Ausmass religiöser Freiheit, dessen sich die katholische Kirche in England und den Ländern des Commonwealth erfreut, kann ihre öffentliche Stellung nicht mehr trüben wie einst, als die Monarchie noch in die religiösen und politischen

Kämpfe des Landes eng verstrickt war. Die Persönlichkeit der neuen Königin – wie die ihres Vaters – haben die moderne Stellung der Monarchie als ein Band sozialer Einheit der verschiedensten Religionen, Rassen, Parteien und Klassen gestärkt, aber diese soziale Bedeutung des monarchischen Gedankens als Brennpunkt unparteiischer Autorität, persönlicher Ergebenheit und des Schutzes der Schwachen gegen die Starken steht nicht an erster Stelle. Weit wesentlicher ist die moralische Bedeutung der Monarchie als lebendige Verkörperung von Gerechtigkeit und göttlicher Autorität.

Sir David Kelly, selbst Katholik und ehemaliger englischer Gesandter in Moskau, gab kürzlich in seiner Autobiographie der Überzeugung Ausdruck, «dass kein denkender Mensch heute die Wichtigkeit religiöser Bekenntnisse bestreiten kann; auch wenn manche verkehrt und äusserst gefährlich sind. Man wird ferner, wenn auch langsam, gewahr, dass die Menschen nicht vom Brot allein leben, und dass sie, wenn sie einen Glauben verlieren, sich früher oder später nach einem anderen umsehen, sogar auf die Gefahr hin, sieben schlimmeren Teufeln als dem Indifferentismus dadurch den Weg zu bahnen. Und endlich beginnt man festzustellen, dass die Moral stets vom religiösen Glauben erhalten wird und diesen nur selten überlebt.» Solche Gedanken haben in der englischen Krönung sichtbare Bestätigung gefunden.

Roland Hill.

Biblica

1. **Wikenhauser Alfred: Einleitung in das Neue Testament.** Herder-Verlag, Freiburg i. Br., 1953, 420 Seiten.

Das Werk Josef Sickenbergers ist durch dieses neue Buch ersetzt. Die Fragen des Kanon, der Textgeschichte, der Entstehung und des Aufbaues der neutestamentlichen Schriften werden ausführlich behandelt. Die neuere Literatur ist aufgearbeitet, neuere Papyrus-Funde sind verwertet, so dass jeder Theologe hier ein Lehrbuch hat, das ihn mit dem heutigen Stand der Einführungswissenschaft vertraut macht. Bei der Auffassung der Apokalypse wird im wesentlichen die endgeschichtliche These vertreten, die keineswegs Allgemeingut ist. Die heilsgeschichtliche Auffassung ist doch wohl richtiger und reicher.

2. **Dillersberger Josef: Matthäus.** Bd. I: Sein Kommen in Vielfalt; Bd. II: Der Meister in Wort und Wunder. Verlag Otto Müller, Salzburg, 1953, je 176 Seiten.

Die ersten zwei der geplanten sechs Bände sind erschienen. Man kennt die Art Dillersbergers aus seinem Markus und seinem Lukas. Theologie und Frömmigkeit sind darin zu einer schönen Einheit verbunden. Die Zentralgedanken sind herausgearbeitet. Bei Matthäus sind es nach Dillersberger der Mensch, der Vater im Himmel und die Kirche. Die Übersetzung ist so wörtlich, dass zwar der griechische Text überall spürbar, aber die Sprache beinahe kein Deutsch mehr ist. Über Einzelheiten der Auslegung wird sich immer diskutieren lassen. Aber auf alle Fälle ist diese Matthäus-Erklärung sowohl theologisch wie religiös fruchtbar.

3. **Könn Josef: Die Macht der Persönlichkeit.** Benziger-Verlag, Einsiedeln, 1952, 200 Seiten.

Wie die übrige Schrifterklärung des verdienten Kölner Pfarrers ist auch diese Auslegung des Philipperbriefes aus der Praxis der Bibelabende für die Pfarrei entstanden. Die exegetische Grundlage ist zuverlässig. Die religiöse Auswertung unaufdringlich, so dass dieses Buch dem Leser, der für seine persönliche Frömmigkeit Anregung holen will, und dem Priester, der dem Volk die Schrift auslegen will, von grossem Nutzen ist. Die Gliederung ist etwas konstruiert und wohl auch zu ausführlich. Aber daran ist der Erklärer, der diese Auslegung benützt, nicht gebunden.

4. **Moschner Franz M.: Das Himmelreich in Gleichnissen.** Herder Verlag, Freiburg i. Br., 1953, 347 Seiten.

Der Verfasser bemüht sich in dieser Auslegung der Parabeln nicht in erster Linie darum, das jeweilige tertium comparationis scharf herauszuarbeiten, sondern er entwickelt vielmehr mancherlei Gedanken und Anregungen, die sich im Anschluss an ein Gleichnis ergeben. Diese Gedanken sind oft originell, aber bisweilen doch vom eigentlichen Zentral-

punkt etwas weit abgeleitend. Da das Buch aus der Praxis eines Arbeitskreises stammt, ist die Verbindung mit dem Leben unmittelbar gegeben. Dagegen ist der Ausgleich nicht immer vorhanden, da ohne besonderen Grund einzelne Gleichnisse sehr ausführlich, andere dagegen sehr kurz behandelt sind.

5. **Patsch Joseph: Maria, die Mutter des Herrn.** Verlag Benziger, Einsiedeln, 1953, 252 Seiten.

Dieser Versuch eines Marienlebens ist auf langer und gründlicher Arbeit aufgebaut. Der Verfasser lässt alles Legendäre und Apokryphe weg, stützt sich ganz auf die Aussagen des Neuen Testaments, macht aber diese durch kulturgeschichtliche Angaben sehr lebendig. Mit den nicht aus der Geschichte, sondern aus der Phantasie entsprungenen Darlegungen über Maria als Tempeljungfrau usw. ist hier aufgeräumt. Dafür ist das Leben in Nazareth sehr konkret und anschaulich gezeichnet. Missglückt ist wohl die Auffassung der Hochzeit von Kana. Nach dem Verfasser bedeuten die Worte Jesu gegenüber Maria keine Distanzierung, sondern im Gegenteil eine Übereinstimmung des Denkens und Wollens. Damit ist doch wohl der Sinn ins Gegenteil verkehrt. Und das Wort Jesu: «Meine Stunde ist noch nicht gekommen», hat nach Patsch nur den Sinn, dass Jesus mit dem Wunder noch zuwarten will, bis der Wein vollständig ausgegangen ist! In Wirklichkeit will doch Jesus einerseits sich von den bisher mehr privaten Beziehungen zu Maria als dem Verhältnis Mutter und Kind distanzieren und auf die spätere Stellung Marias im messianischen Reich hinweisen, wenn seine Stunde gekommen ist. Kana steht also zwischen dem Nicht-Mehr und dem Noch-Nicht. Das Wunder wird gewirkt, um sichtbar zu machen, wie es dann später sein wird. Auch der letzte Abschnitt des Buches über Maria in der Kirche nach der Himmelfahrt des Herrn verlässt die biblische Grundlage zu stark und lässt Maria noch sehr lange in der irdischen Kirche leben und wirken, wo doch wohl in Wirklichkeit ihre Aufnahme in die ecclesia triumphans bald erfolgt ist und ihr neues Wirken von dort her begonnen hat.

6. **Krings Hermann: Der Mensch vor Gott.** Werkbund-Verlag, Würzburg, 1956, 136 Seiten.

Das Psalmengebet ist dem heutigen Beter meistens nicht ohne weiteres zugänglich, denn der Betende findet darin nicht sein persönliches religiöses Erleben und also nicht seine Stimmungen ausgedrückt. Es muss zum fruchtbaren Psalmengebet eine Art Vorschule eingeschaltet werden. Durch diese kommt der Beter in die innere Haltung, die im Psalmengebet vorausgesetzt ist. Dann erst hat er den vollen Nutzen aus diesem herrlichen Gebetbuch der Kirche. Dieser Vorschule dient das Bändlein des Verfassers. Wer es liest, greift dann mit Freude und mit grossem Nutzen zur eigentlichen Lektüre der Psalmen selbst.

R. G.

Hotels Seiler Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont-Rose

Hotel Riffelalp

(2213 m ü. M.) Erstklassiges Familienhotel, Tennisplatz, Orchester, Gottesdienstgelegenheit.

Hotel Schwarzsee

(2589 m ü. M.) Heimeliges Berghotel am Matterhorn. Mahlzeitenaustausch. Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch A. Candrian, Generaldirektor der Seiler-Hotels, Telefon (028) 771 04.



VENTILATOR AG. Stäfa ZH

Telephon (051) 93 01 38

KIRCHENHEIZUNGEN
RAUMLÜFTUNGEN

Verbilligte Bücher

Dr. Paul Simon: Das Menschliche in der Kirche Christi

Die Spannung von dem unvollkommenen Menschen zur Vollkommenheit Gottes löst Simon im Menschlichen, im Streben zum Guten. Nicht nur dem religiösen Menschen hilft er zur Klarheit jenseits von Konfessionen, sondern er zeigt Weg und Ziel für alle Menschen, die fragen und suchen: 152 Seiten, Halbleinen, früher DM 9.80, jetzt **3.85**

Prof. Dr. Karl Thieme: Gott und die Geschichte

Geschichtstheologische Studien, die die direkte Weiterführung der Auffassung von der Weltgeschichte als Ablauf der Schicksale Israels, Griechenlands und des Römerreiches darstellen und die Geschichte unter dem Eindruck ihrer letzten Phase in völlig neuem Lichte erscheinen lassen. Dabei zeigt sich die alte Patristik und Scholastik, die diesen Studien zugrunde liegt, wieder als eine der lebendigsten Wissenschaften. 340 Seiten, kartoniert, früher DM 9.—, jetzt **2.50**

Wilhelm Pinder: Sonderleistungen der deutschen Kunst

Eines der wesentlichsten Bücher über die deutsche Kunst, das die grössten und—thesten Schöpfungen der Baukunst, Bilderei, Malerei, Kunstgewerbe und die zeichnenden Künste enthält. 134 Seiten mit 68 meist ganzseitigen Abbildungen, gebunden, Grossformat, früher DM 9.50, jetzt **4.60**

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos

Buch und Presse, Versandbuchhandlung
Heidelberg - O, Schliessfach 140

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telefon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung, Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 787 39. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Einzahlungen an Mr. Wolf Pierre, Illfurth/Ht.-Rh., c/o No. 86047 Strassburg. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

Das Ausflugsziel

Des Kirchenchors,
Des Jungmännervereins,
Der Jungfrauen-Kongregation,
Des Kath. Müttervereins,
Und jeder andern christlichen
Gemeinschaft

Hotels Urnerhof und Sternen

Telephon 8 35 **FLÜELEN** am Urnersee

Bes. Ch. Sigrist-von Arx, Küchenchef

EGGISHORN

Hotel Jungfrau

2200 m Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn. Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee. Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp. Prospekte durch **FAMILIE CATHREIN.**

Jetzt stark verbilligt

FERDINAND STROBEL

Zur Jesuitenfrage in der Schweiz

191 Seiten, jetzt nur noch Fr. 3.50 broschiert
Fr. 4.50 gebunden

Lieferung nur solange Vorrat!

Ich bestelle bei der NZN-Versandbuchhandlung,
Holbeinstrasse 26, Zürich 8:

..... Ex Strobel, Jesuitenfrage geb./brosch.
(Nichtgewünschtes streichen)

Name:

Adresse:

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich